

Als käme er aus einer anderen Welt

Stanislaw Lem ist eine globale Science-Fiction-Ikone. Mit ihm hob die Gattung in neue Sphären ab

ULRICH M. SCHMID

Der polnische Science-Fiction-Autor Stanislaw Lem (1921–2006) ähnelte selbst einem Ausserirdischen: Mit seinem ellip-tisch ausladenden Schädel und den oft weit aufgerissenen Augen machte er den Eindruck, er sei eben mit einem Raumschiff auf dieser Erde gelandet und interessiere sich nun für ein Leben, das ihm grundsätzlich fremd ist. In seiner Autobiografie schrieb er: «Ich gehöre nirgend-wohin, denn ich bin anderswoher.»

In Wirklichkeit war Lem als normaler Erdenbürger vor hundert Jahren, am 13. September 1921, in Lwow (Lemberg, heute Lwiw) zur Welt gekommen – seine abergläubischen Eltern datierten aber seine Geburt um einen Tag vor. Dieser Trick half allerdings wenig: Das Schicksal hatte Lem an einen gefährlichen Ort und in eine verhängnisvolle Epoche geworfen. Der polnische Staat, der nach dem Ersten Weltkrieg neu gegründet worden war, ging nach dem doppelten Überfall aus Deutschland und der Sowjetunion im September 1939 unter.

Als Kind ein «Monster»

Die Familie Lem bekannte sich zum Judentum, assimilierte sich aber gleichzeitig an die polnische Kultur. Stanislaw Lem verbrachte als verwöhntes Einzelkind eine glückliche Kindheit. In seinen Erinnerungen schrieb er später, er sei als Kind ein «Monster» gewesen: Er nahm sein Essen nur zu sich, wenn der Vater mit einem geöffneten Regenschirm auf den Tisch stieg. Ausgenommen von der Dramatisierung der Nahrungsaufnahme waren Schleckwaren, die das Kind in grossen Mengen und mit ungezügelterm Appetit zu sich nahm.

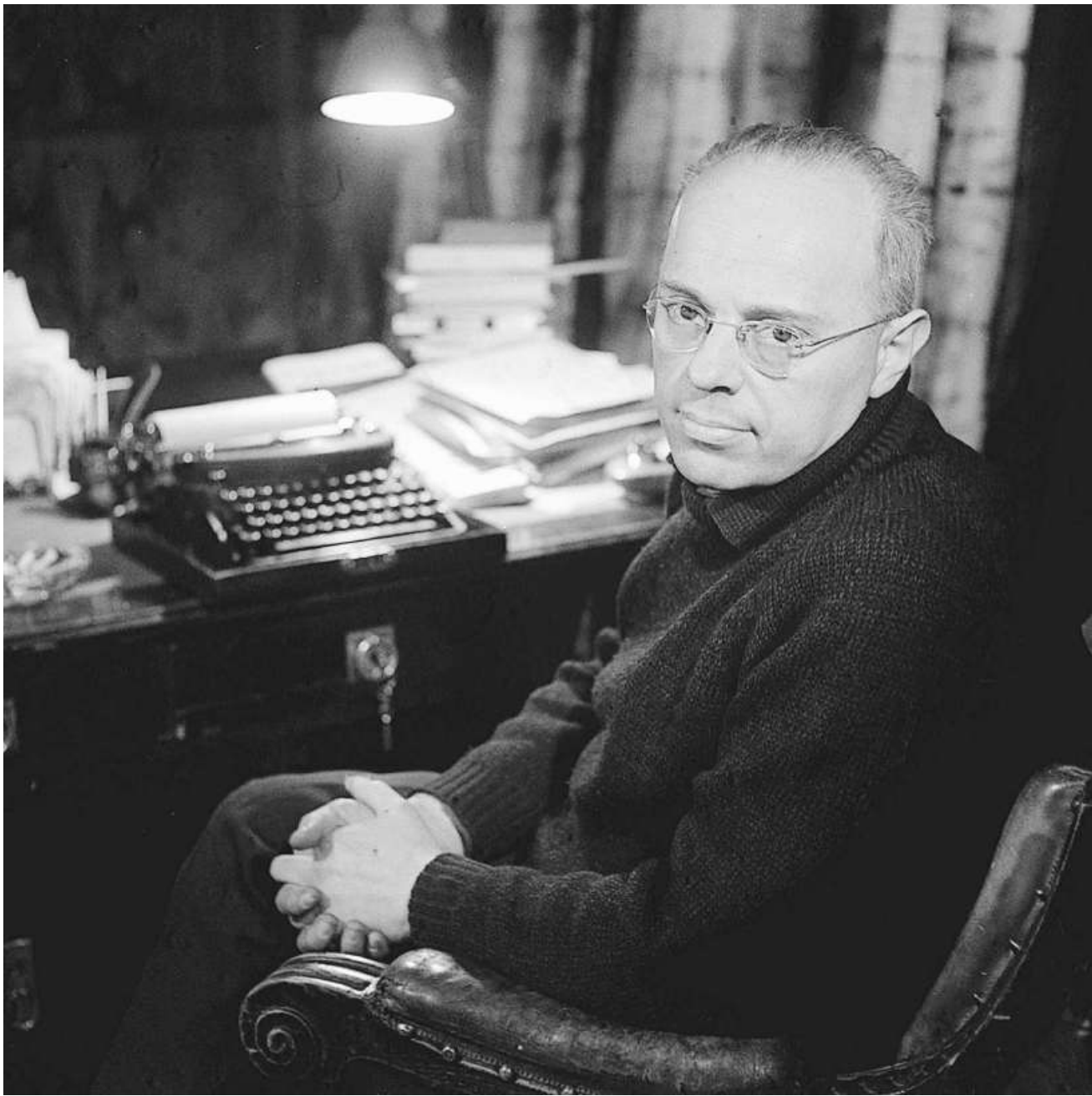
Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs fand Lems behütete Existenz ein jähes Ende. Zunächst geriet Lwow unter sowjetische Besatzung. Die Arztfamilie Lem gehörte aus der Sicht der neuen Machthaber zur bürgerlichen Intelligenz und war mithin ein Klassenfeind. Noch gefährlicher wurde die Lage im Sommer 1941, als deutsche Truppen in Lwow einmarschierten. Sofort kam es zu einem Pogrom gegen die jüdische Bevölkerung der Stadt, an dem sich ukrainische Nationalisten beteiligten. Ein Jahr später begannen die Nazis in der «Aktion Reinhardt» mit der systematischen Ermordung der Juden im Generalgouvernement.

Stanislaw Lem überlebte zunächst als Angestellter in einer Fabrik, die in der sogenannten Rohstoffeffassung tätig war: Kriegswichtige Materialien wurden gesammelt und weiterverarbeitet. Lem beteiligte sich bei dieser Arbeit auch an Sabotageakten gegen die deutschen Besatzer. Später versteckte er sich unter einem armenischen Pseudonym in einer Bibliothek.

Die Gattung porträtieren

Nach dem Krieg floh Lem nach Krakau, wo er sich zeit seines Lebens aber als «Asylant» und «Vertriebener» fühlte. Er studierte Medizin, beschäftigte sich mit verschiedenen Wissensgebieten wie Kybernetik oder Gesellschaftstheorie und entfaltete eine breite schriftstellerische Tätigkeit. Neben lyrischen und wissenschaftlichen Texten entstanden zeit-historische Erzählungen über die Nazi-Ghettos, die Konzentrationslager, verschiedene Militäroperationen und die Atombomben auf Hiroshima. Gleichzeitig legte Lem auch seinen ersten Roman «Der Mensch vom Mars» (1946) vor. Später rechtfertigte er die Wahl des Science-Fiction-Genres damit, dass sich die «unfassbare Nichtigkeit menschlichen Lebens im Schoss des Massenmords» nicht an Einzelschicksalen zeigen lasse. Es gehe vielmehr darum, die «Gattung Mensch» oder die «Gattung vernünftiger Wesen» als Ganzes zu porträtieren.

Bald zeigten sich jedoch die Beschränkungen des kommunistischen Literaturbetriebs. Lem fand sich in einem Dilemma wieder, das seine gesamte literarische Existenz definieren sollte. Auf der einen Seite wollte er seine Gedankenexperimente an der Schnitt-



An einem gefährlichen Ort in eine verhängnisvolle Epoche hineingeboren: der Schriftsteller Stanislaw Lem.

PAP / EPA

stelle zwischen Gesellschaft und Technologie durchführen, auf der anderen Seite musste er sich dem ideologischen Imperativ der Kulturpolitik unterordnen. So konnte sein dystopischer Roman «Das Hospital der Verklärung» (1948), der sich mit dem NS-Euthanasieprogramm beschäftigte, erst nach intensiver «ideologischer Hobelarbeit» erscheinen. Gleichzeitig produzierte Lem auch Prosa, die ganz im Stil des geforderten «sozialistischen Realismus» gehalten war.

Auch später lavierte Lem zwischen Anpassung und Widerstand. 1957 kritisierte er in seinen «philosophischen Dialogen» zwar die «Epilepsie des Kapitalismus» mit seinen «Boom-und-Crash-Zyklen», aber er wandte sich auch deutlich gegen die starre kommunistische Gesellschaftsordnung, die zu einer «endlosen Theatervorstellung» degeneriere. In der Sowjetunion liess sich Lem zwar als Starautor hofieren, verneinte aber 1962 in einer Veranstaltung mit Moskauer Studenten, dass er ein Kommunist sei.

1972 warb das Warschauer Regime um Lem, der sich bereit erklärte, in einer Arbeitsgruppe mit dem Namen «Polen 2000» mitzuwirken. 1975 setzte Lem erst nach langem Zögern seine Unterschrift unter einen Protestbrief von 66 Intellektuellen. Sie wandten sich gegen eine Verfassungsänderung, in der die führende Rolle der Partei, die Abhängigkeit der bürgerlichen Rechte von der Einhaltung der Bürgerpflichten sowie eine ewige Allianz mit der Sowjetunion festgeschrieben worden wären.

Libérale Überzeugungen

Lange Zeit rang Lem mit der Frage einer möglichen Emigration. Erst nach der Verhängung des Kriegsrechts 1981 reiste er mit seiner Familie nach Wien aus. Seine eigenen politischen Überzeugungen wurzelten im Liberalismus. Er plädierte für nationale Selbstbestimmung, die er nicht nur der Ukraine, Weissrussland und Litauen zugestand, sondern auch einem wiedervereinigten Deutschland. Für die Zukunft wünschte er sich eine Weltföderation.

intelligente Reflexion ihrer Wünschbarkeit. Genau in dieser Aufklärungsarbeit erblickte Lem auch die Raison d'être seiner eigenen literarischen Produktion.

Lem hat Computer gemieden

Der Mainzer Slawist Alfred Gall legt nun eine wegweisende Monografie zu Stanislaw Lems Leben und Schaffen vor. Das besondere Verdienst dieser ersten deutschsprachigen Biografie liegt in einer sorgfältigen politischen und ideengeschichtlichen Kontextualisierung von Lems schriftstellerischer Aktivität. Dabei schlägt Gall auch kritische Töne an. Er mahnt etwa die Abwesenheit von Frauen an, die bestenfalls als verkörperte männliche Phantasien («Solaris») auftreten. Ebenfalls weist er auf den Unterschied von Theorie und Praxis in Lems Technologieverständnis hin: In seinen Schriften nahm Lem zwar zahlreiche Innovationen vorweg, in seinem Alltagsleben beschränkte sich die Technikbegeisterung aber auf seinen Mercedes. Er mied Computer und tippte seine Texte auf einer Schreibmaschine. Gar nichts anfangen konnte er in seinen letzten Lebensjahren mit dem Internet: E-Mails liess er sich von seinem Sekretär vorlesen.

Der Suhrkamp-Verlag legt zum 100. Geburtstag die Romane «Der Unbesiegbare» (1964), «Der futurologische Kongress» (1971) und die «Stern-tagebücher» (1971) neu auf. Daneben hat der Wissenschaftslektor Jan-Erik Strasser, selbst bekennender Lem-Fan, ein «Best of Lem» zusammengestellt, in dem er Ausschnitte aus den wichtigsten Werken sowie ein Beispiel für die «eher mittelmässige» späte Publizistik präsentiert. Ullstein bringt «Solaris» mit einem kenntnisreichen Nachwort von Harald Lesch und Harald Zaun neu heraus. Es ist an der Zeit, das Metahumane in der irdischen Existenz von Stanislaw Lem wiederzuentdecken.

Alfred Gall: Stanislaw Lem. Leben in der Zukunft. Verlag WGB Theiss, Darmstadt 2021. 284 S., Fr. 38.90.

Die Bartheke ist auch eine Apotheke

Endlich darf man wieder am Tresen trinken

URS BÜHLER

Über ein Jahr lang sind wir wie quengelnde Kinder genötigt worden, uns zum Essen wie auch zum Trinken hinzusetzen. Nun endlich bringt das Covid-Zertifikat auch hier die altbekannten Freiheiten zurück: Es ist wieder erlaubt, zu stehen in der Bar seiner Wahl! Natürlich kann man eine Tasse oder ein Glas auch an Bistrotischen kippen, die Beine übereinandergeschlagen und den Rücken komfortabel gestützt. Aber das ist, als führte man sich ein Metallica-Konzert auf dem Sofa zu Gemüte: Wie Heavy Metal rocken auch Koffein und Alkohol nicht richtig, wenn sie sitzend konsumiert werden.

Ein Teil der Volkskultur

Je mehr Lounges landauf, landab aus dem Boden schiessen, in deren Polster sich hippe Zeitgenossen fläzen, desto klarer wird: Das aufrechte Trinken ist das adäquate Pendant zum aufrechten Gang. Nicht das Pinkeln, sondern wenn schon das Trinken im Stehen macht einen Mann zum Mann. Doch steht es beiden Geschlechtern gleich gut an. Wer sich also seinen allmorgendlichen Espresso mit einer Prise Italianità zuführen will, tue das «al banco». So nennen unsere südlichen Nachbarn das Ritual, ihn an der Theke zu schlürfen. Das ist in Italien nicht nur die preisgünstigere Variante als «al tavolo» (selbst der wohl teuerste Kaffee des Landes im «Florian» an Venedigs Markusplatz wird an der Bar erschwänglich). Es ist auch ein Teil der Volkskultur, der Tag für Tag erneuert wird.

Denn der Tresen ist weit mehr als nur eine Abstellfläche, nämlich die Achse des Lebens und das Herz einer rechten Bar. Er ist, was auch immer dahinter ausgeschenkt wird, Bindeglied und Schranke zwischen Publikum und Barista. Der Gast ist hier gleichzeitig gerade angekommen und schon fast wieder weg, und wer etwas mehr Musse mitbringt, schlägt die Zeitung auf. Oder er lässt sich von anderen zufällig aufgereihten Gästen, die sich an der Messingstange festhalten wie am letzten Strohalm, die Abgründe dieser Welt erörtern.

Wirklich Bescheid aber weiss nur der Barista, der durchaus auch eine Barista sein kann: Diese Fachkraft kennt ihre Pappenheimer, die ihr schon so manches Leid geklagt haben, und weiss über Klima und Vorgänge in den umliegenden Büros mehr Bescheid als jeder Personalchef. Denn die Theke ist auch eine Apotheke, hier werden die alltäglichen Gebrechen des Geistes kuriert.

Für den Hausgebrauch

Das ist mir neulich in meiner Zürcher Stamm-Caffè-Bar bewusst geworden, als ich meinen allmorgendlichen Espresso nicht nur am Schanktisch bestellte, sondern endlich auch gleich dort kippen durfte: Jetzt erst war es zurück, dieses ganze Gefühl des Aufgehobenseins. Und ich konnte es kaum erwarten, es am Abend auszudehnen, beim Cocktail an einer Theke: Wer will bestreiten, dass auch der Drink an der Bar längst zur abend-ländischen Kulturgeschichte gehört wie das letzte Abendmahl an der langen Tafel? Die Kinogeschichte ist voller Szenen, die diese These zum Tresen untermauern. Und Edward Hopper verdichtet sie in «Nighthawks» zur gemalten Gewissheit.

Doch zurück zum Koffein: Mitten im tiefsten Lockdown kursierte letztes Jahr ein hinreissender Clip italienischer Provenienz, der den Stellenwert des Caffè am Tresen in vierzig Sekunden illustrierte. Ein älterer Herr zieht seinen Mantel an, um das Haus zu verlassen. «Wo gehst du hin, Papà?», protestiert die Tochter. «Nur einen Kaffee trinken, ich bin müde und habe es satt», entgegnet er. Es sei alles zu, sagt sie. Er aber besteht auf seinem Vorhaben, geht durch die Haustür und stellt sich draussen ans Fensterbrett vor der Küche, das er zur Theke umdeutet: «Ist diese Bar offen?», fragt er und bestellt bei der Tochter seinen Espresso. So geht «Caffè al banco» für den Hausgebrauch.